

(Nachdruck verboten.)

29)

Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kaschmussen.

Ein Stück vor „Gellia“, wo der Corso sich zu dem kleinen dreieckigen Plage mit der Apotheke erweitert, kam man vor Sängern nicht von der Stelle. Ein junger Bergmann stand dort und schrie den Text zu einer rohen, echt afrikanischen Melodie, während der dicke Haufe von Kameraden andächtig lauschte, um sodann den letzten Ton aufzugreifen und zu einem lange schwirrenden, schrillen Gebrüll auszudehnen, das weit, himmelweit entfernt war von der Feierlichkeit, die über dem einfachsten Bauernchor des großen Nachbars ruht.

Der alte Belladonna schob sich ziemlich kräftig durch das Gedränge, als er plötzlich einen Schrei hörte und, sich umwendend, seinen Sohn mit blutüberströmter Brust am Boden liegen sah, während zwei Männer sich hastig entfernten, ohne daß auch nur eine Hand in der dichten Menge sich rührte, um sie aufzuhalten. Der Baron feuerte seinen Revolver in die Luft ab, ehe er sich zu dem Verwundeten niederbeugte, und bald knallte es wie während eines Aufruhrs über den ganzen Corso, während das Getöse der Weiber von den nächsten Balkons die Luft erfüllte.

Einundeinhalb Stunden später saßen Belcaro und Lo Forte bei Romeres und tranken an einem der auf die Straße gestellten Tischchen Kaffee. Es gab Menschen in Menge, aber kein Fremder hätte entdeckt, daß irgend etwas Merkwürdiges vorgefallen sei: die kleine blutige Episode war längst durchgesprochen und erledigt.

Ebenso unerwartet wie ungerufen tauchte Herr Ficarotta auf, begrüßte die beiden Herren wie alte Freunde und ließ sich an ihrem Tische nieder. Er lehnte den angebotenen Kaffee ab und bestellte einen Bezzo Duro mit einem Glas Marfala, den er später Lo Forte zu bezahlen gestattete.

Er begann von Belladonna zu sprechen. Eben kam er von der Apotheke, wo der arme Junge noch unter der Behandlung der Ärzte lag, die übrigens einig waren, daß sein Leben zu retten sei.

Der Musiker schien ob dieser glücklichen Wendung befriedigt und äußerte eine merkwürdig unverstellte Erbitterung über das Geschehene.

Hierauf rüdte er mit einer Rolle zersehpter Noten heraus, die er Lo Forte in die Hand steckte, und während dieser darin blätterte, sah er da und pfiff, flötete und summite, machte mit seinem ganzen Körper in einer Art Musik, daß die Noten in Lo Fortes Händen förmlich lebend wurden.

Als Ficarotta den Vorschlag machte, in die Wohnung des Ingenieurs zu gehen und den Abend mit Musik zu verbringen, war dieser schon der Verführte, und da der kleine Jgel wiederholt versicherte, daß dies sie durchaus nicht zu einer Teilnahme an dem Konzerte verpflichte, kam es schließlich dazu, daß sie alle drei zu Lo Forte gingen und musizierten.

Der Ingenieur sah beim Flügel.

Belcaro ließ sich in dem halbdunkeln Hintergrunde des Zimmers in einem Korbstuhl nieder, lauschte und sann. Hier gab es einen Widerspruch, den er nicht zu enträtseln vermochte. Der bloße Anblick dieser zusammengelasterten Noten! Das Ausgewaschene an dieser ganzen verdächtigen Person! Dieser Anstrich eines Schmarozers, eines *Mafiusu!* Und all diesem zum Trotz diese lebende Innigkeit seiner Melodie, diese berückende Macht des Bogenstriches! Was war dann Musik, wenn ein Mensch, der bis in das tiefste Innere ein Lump, eine Art geistiger Dirne war, die Sprache der Töne mit jener Gewalt meistern konnte, die das Leben nur dem leuchtenden Geist und dem Reinen im Herzen einräumt?

Lo Forte ließ sich von der Musik ganz hinreißen. Seine Augen strahlten, und es war ein ungewöhnliches Leben in ihm. Auch Ficarotta zweifelte nicht mehr, daß er ihn gewonnen hatte: kaum machten sie eine Pause, als er ihm schon die Zusage entriß, bei dem Konzert mitzuwirken.

Belcaro war dieser ganzen Verführungszene mit einer gewissen Bewunderung gefolgt, und was ihn namentlich er-

göhte, war, daß der Musiker sich alle weiteren Attentate auf ihn selbst sparte: das war ein Herzenskenner, der sein Pulver nicht auf die kalte Intelligenz vergeudet.

Es war seiner Aufmerksamkeit auch nicht entgangen, daß Ficarotta während des ganzen Spieles mit Lo Fortes kleinem Gegenüber, der siebzehnjährigen Cleose, kokettierte, die auf ihrem Balkon stand; die Gasse war so schmal, daß man einander von den beiden Balkons aus die Hand reichen konnte.

Nun brachte Ficarotta das Gespräch auf sie und wurde zudringlich vertraulich. Er wußte, daß sie all die Zeit, wenn Lo Forte an seinem Arbeitstisch saß, von ihrem Fenster aus zu ihm hinüber sah, und daß sie abends, wenn die Mutter und die Schwestern zu Bett gegangen waren, auf dem Altan stand, um einen Gruß von dem Ingenieur zu empfangen oder vielleicht ein paar Worte mit ihm zu wechseln, wenn er heimkam und seine Altantüre schloß. Ja, er wußte sogar, daß sie in der Nacht des Studentenfestes bis zum helllichten Morgen dagestanden und gewartet hatte, bis er heimkam.

All diese erstaunlichen Kenntnisse und die freche Vertraulichkeit, mit welcher sie vorgebracht wurden, machten den Ingenieur nachdenklich, und er pries seine Vorsicht, Cleose niemals, auch nicht an jenem Morgen, da sie ihn um eine Begegnung im Vorraum des Hauses gebeten, nur den kleinen Finger gereicht zu haben. Er hatte eines Tages, als er zum Fenster trat, Pamso hinter einer Tür drüben sich verstecken gesehen und war seitdem einen unklaren Argwohn nicht losgeworden, daß die Gräfin die arme Witwe und ihre drei Töchter benütze, um ihm nachzuspionieren — wenn er auch nicht zweifelte, daß Cleose an jedem Tage, da er wollte, und mit volstem Herzen die Seine geworden wäre.

Kaum war das Spiel zu Ende, als der Geiger das Zimmer mit seiner widrigen Person zu füllen begann. Belcaro sah keine andere Rettung als ihn zu Carmela zu führen.

Erst da wurden sie ihn los, worauf Belcaro dem Ingenieur einen Spaziergang vorschlug.

Er hatte begonnen über Lo Forte zu grübeln, wie über ein philosophisches Problem. Es war in diesem klugen, ruhigen Menschen etwas Gleitendes, dessen er nicht habhaft werden konnte. Nie zeigte er ein scharfes Profil; nie gab er sich hin, außer vielleicht einen unbewachten Augenblick in seiner Musik. Verborg er etwas? War dies seltsam zurückhaltend Accentlose eine Maske, hinter welcher er sein innerstes Leben ungestört von allen Blicken leben wollte? Vermochte er etwa bloß in der Musik seiner Persönlichkeit Form und Relief zu geben? Oder beobachtete er nur, ohne sich durch fernere Ziele und Zwecke zu binden? War es eine Verliebtheit, die ihn so einspaltete und wem galt sie, Bionda oder Vidda?

Belcaro ging neben ihm her, mitteilend und erzählend, anscheinend nur von seinen Berichten erfüllt, aber hinter jeder Mitteilung lag eine Frage verborgen, nach einer Antwort forschend, welche sich in einem Tonfall, einer unbeabsichtigten und das Dunkel erhellenden Gedankenverbindung offenbaren sollte.

Aber hier half kein Forschen. Lo Forte hielt sich in seiner Schale, wie die Schnecke sich in ihrem Hause hält, bis das Wetter vorbei ist — obwohl sie bis hinab zu den Tempeln gingen und die halbe Nacht umherwanderten.

Den nächsten Vormittag erhielt der Marchese Besuch von Baron Belladonna, der vor Erregung zitterte. Da Greca erkundigte sich mit der wärmsten Teilnahme nach seinem jungen Freunde, der Viddas wegen ins Unglück geraten war, und der Vater kam hierdurch sogleich auf sein Anliegen zu sprechen.

„Der Junge liegt da und phantasiert nur von Ihrer Tochter. Wir müssen trachten, aus den beiden ein Paar zu machen.“

Da Greca wurde etwas reserviert.

„So rasch nach dem Bruche. — Ihr Sohn ist ja auch sehr jung. — Endlich weiß ich nicht, ob Vidda ihn in dieser Weise liebt.“

Der Baron schien den letzten Einwand ganz zu überhören.

„Mein Sohn ist jung, aber er hat doch das Alter, in welchem viele unserer Ahnen sich verheirateten. Wir können ja für die jungen Leute sorgen.“

„Allerdings. Was dies betrifft —“

Der Baron trat dicht an La Greca heran.

„Sie müssen jetzt wohl an Bundesgenossen denken. Wenn Sie allein stehen, ist Ihr Haus binnen einem Jahre ausgerottet. Ich habe ein Heer hinter mir. Ich werde der Cosca der Gräfin die Stange zu halten wissen.“

„Ich lasse mich niemals mit der Mafia auf Verhandlungen ein. Mögen Sie mich zerschmettern, wenn sie können — ich will als ein ehrlicher Mann sterben.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8] Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

Und Montags stand Heinrich Bruhn auf dem Hofplatz der Buntewisch neben den Ställen, den Scheunen und vor dem Dielenhof, das so hochmütige Brauen hatte, und sprach für sich: Den Dächern und Mauern sieht man nichts von der Sorgenlast an, die, wie man sagt, auf ihnen ruht. Die Luft ist voll von Lerchensfang, und Hahnenschrei, und Entengeschnatter fliegt um den Hof. Bei Sonnenschein und Lerchensgesang hatte ich immer viel Zuvorsicht.

Und er ging durch das stolz verwunderte Tor auf die große Hausdiele der Buntewisch.

Die junge Frau war im Gemüsegarten. Sie trug ein gelbes, Leuchtendes, wie die Sonne (die sah über die Dächer und fand das auch), ein wie die Sonne strahlendes Kattunkleid. Wie liebevoll lagen die schwarzen Flechten um den schönen Scheitel! Wie gefällig und zart war der gelbe Kattunstoff gegen die hohe, die biegsame Gestalt gesinnt! An ihrer Taille hing eine große blaue Hausschürze, man sah es am Gurt, die Schürze hing dort gern. Die Trägerin hatte sie aufgesteckt, in den Schürzenschoß pflückte sie junge Erbsen hinein.

Im Nachbarbeet rupfte eine Magd.

„Disbeth,“ rief die Herrin, „noch ein paar Hände und dann komm nach der Küche! Ich geh voran.“

Sie schritt, Erbsenschoten in der Schürze (die Linke hielt sie), ein Küchenmesser in der Rechten, so ging sie unter den Apfelbäumen hin und ließ die Sonnenbilder über sich hinlaufen. An den Apfel- und Gemüsegarten stieß ein kühler, laubüberwölbter Steig. In seinem Schatten stand Heinrich Bruhn, den Hut in der Hand, sah sie kommen und freute sich ihres Ganges.

Sie war kurzichtig, sie erkannte nicht gleich, wer ihr entgegentrat — faltete und schärfte ihre Augen.

„Um Vergebung! — Heinrich Bruhn heiße ich. — Heinrich Bruhn erlaubt sich die Frage, ob die Herrin von Buntewisch sich eines gewissen dummen Jungen, der auf den Bürgervereinsbällen tanzt, erinnert?“

Es kam Leben in ihre Züge. Sie lachte.

Die Oberlippe war vielleicht ein bißchen kurz, man sah ihre Zähne. Und sie hatte so weiße Zähne und so schwarze Augen, und mit beiden warf sie alles nieder — sie konnte so wundervoll lachen.

Das Küchenmesser legte sie zu den Erbsen in den Schoß, fuhr mit den Fingerpitzen erst zweimal über das Nieder und reichte ihm dann die Hand.

„War er wirklich dumm? Das hörte ich nie. Ich weiß nur, daß er jetzt ein kluger Mann ist. — Es ist hübsch von Ihnen,“ fuhr sie mit herzlicher Betonung fort, „wunderhübsch, Herr Pastor, daß Sie Buntewisch nicht vergessen haben.“

Ihre Hand hielt der Pastor länger als nötig war, überlegend, ob er sie küssen dürfe. Er überlegte noch, als er es tat.

„Wie mögen Sie nur,“ schalt sie, „das schmeckt nach grünen Erbsen. Mögen Sie grüne Erbsen? Mögen Sie das Erbsengericht, so wie man es auf dem Lande isst? Und wenn Sie es auch nicht mögen, Sie kriegen es heute mittag doch. Daß Sie zu Tisch bleiben, danach frage ich gar nicht.“

Der Pastor Bruhn wollte bleiben, mochte auch grüne Erbsen. „Wie wird Ohm Matthies sich freuen! Sie kennen meiner Mutter Bruder doch, er hint ein bißchen, ist in der Jugend mit seinem Knie zu Schanden gekommen. Die Leute nennen ihn deshalb „Matthies mitn Schwung.““

So redend führte sie ihn nach der Küche („Sie sollen gleich alles sehen“) und schüttelte die Erbsen in einen Messingteller. Die Schürze löste sie von den Nadeln, ließ sie fallen und klopfte versprengte Erbsenspuren ab.

„So,“ sagte sie, „nun wollen wir in die Stube gehen. Und dann zu Onkel Matthies schiden; derweilen aber, bis er kommt, will ich auch was von Ihnen haben. Sie müssen mir viel erzählen.“

In der Stube ließ sie ihn eine Weile allein. Er hörte sie auf der Diele nach Onkel senden, dann war es fünf Minuten ganz still. Nur in der Nebenstube war ein Geräusch, wie wenn jemand bald einen Kamm niederlegt und darin eine Bürste. Dann öffnete sich die Verbindungsstür, sie stand in frohestem dunkeln Hauskleid

auf der Schwelle. „Ich mußte mich doch ein bißchen zurechtmachen,“ sagte sie heiter und lachte mit der zu kurz gekommenen Oberlippe. Er rühmte die Ruhe, die Stille ihrer Umgebung.

„Es ist alles im Feld, wir haben gute, friedliche Leute — das teilt sich den Wänden mit.“

Sie wollte ihn in einen Lehnstuhl zwingen, er aber blieb auf seinem Stuhl.

„Wie Sie wollen! — Nun gehöre ich Ihnen den ganzen Tag, und nun sollen Sie mir vom Polenland erzählen, das Sie so lange hielt.“

Unbefangen überließ sie ihm den Gegenstand seiner Sehnsucht, ihre schwarzen, lieben, tiefen . . . abgrundtiefen Augen.

Erst in den Abendstunden ging er nach Hodorf zurück. „Onkel Matthies mitn Schwung“ hatte anspannen wollen, das hatte Heinrich Bruhn abgelehnt, nun begleitete der Alte, auf die Handrücke gestützt, rüstig seinen Gast. Er sprach viel über den Hof und noch mehr über die unselige Heirat seiner Nichte. Ihm war wie einst Martha Schmerlein um Georg Engelbrecht's Lotenschein zu tun, wollte es im Wochenblättchen lesen, daß seine Nichte frei sei. „Die Buntewisch ist ein guter Hof und leicht zu halten,“ war sein drittes Wort. „Aber es muß,“ sagte er, „ein tüchtiger, ein strebsamer Mann hin, einer, der in den besten Jahren steht. Mit mir? . . . Nun, es geht ja auch, aber besser ist besser. Und ich bin alt und werde immer älter . . . da will man doch auch seine Ruhe haben.“

Eine Weile stakte er mit seinem Stod schweigend neben Heinrich her.

Sie überholten mehrere breitgeladene Strohfuhren. Heinrich hielt es für zweckmäßig das Gespräch für einen Augenblick abzulenken, es ging ihm zu nahe.

„Ich begreife nicht,“ sagte er, „daß die Marschhöfe immer noch ihr überflüssiges Stroh nach der Geest verkaufen. Stroh ist Dünger, und Dünger ist Gold — so hab ich in meiner Jugend gelernt. Nun weiß ich zwar, daß der Marschbauer dafür hält, die Kraft seines Kleibodens sei unerschöpflich wie die Kohlenlager . . . eine bedenkliche Annahme, wie ich meine.“

„Was meinen Sie?“

Er mußte es nochmals sagen Onkel Matthies konnte sich auch jetzt noch nicht gegen den Strohverkauf erwärmen.

Er sagte so halb kalt, halb warm: „Ganz meine Meinung,“ hielt seinen Begleiter am Kocknopf fest und brachte ihn zum Stehen. „Ja, meinen Sie nicht auch, Herr Pastor, Marie ist jung und — das müssen Sie sagen, wenn Sie auch Pastor sind — sie ist ein ansehnliches Frauenzimmer, die kriegt leicht einen Mann, und der sie bekommt, der ist nicht betrogen. Nun, man weiß auch ja (da züngelte Familienstolz um des Alten Lippen) da ledet sich ja schon eine ganze Menge junger Leute die Finger nach.“

Bei den letzten Worten hatte der Alte sich wieder in Bewegung gesetzt, aber wieder stief „Matthies mitn Schwung“ seinen Stod auf die harten Klinker der Fahrstraße, stand still und nötigte seinen Begleiter wieder, stillzustehen. Dem Pastor sah er voll ins Gesicht und bekräftigte: „Ich sag, viel mehr freier, als die Leute ahnen. Man merkt nur nicht viel davon, Marie hat eine Art, es an sich abgleiten zu lassen.“

Der Alte hielt den Pastor noch immer fest.

„Ich kann's mir gut denken,“ erwiderte dieser.

„Sie meinen wohl, ich rede von dem bißchen Schönheit? Ja, wohl, sie sieht gut aus. Das weiß der liebe Gott. Aber Schönheit vergeht. Und Marie hat das, was nicht vergeht, was fort und fort besteht. Niemals macht sie sich gemein mit dem gemeinen Mann, sie steht immer darüber und hat doch ein Herz. Pastor, Sie glauben gar nicht, was das Mädchen, was das Frau, wollt ich sagen, für ein Herz hat. Denken Sie doch mal an, was sie durchgemacht hat mit dem Mann! Aber immer sanft und ruhig mit ihm. Und selbst jetzt, wo er ihr Gut vertan hat und als ein offener Dieb davongelassen ist. Es ist kein Fluch und kein Schimpf gegen ihn über ihre Lippen gekommen. Sie hat immer nur geweint und geseufzt: „Der arme, arme Mann. Er war nicht schlecht, er war nur schwach.““

Das alles mußte der arme Verliebte mit anhören. Aber der Mann mit dem Fensterglas vor der Brust machte eine gelasse Miene und freute sich über sein staatsmännisches Gebaren.

„Und die Ehe,“ fragte er, „besieht denn die noch immer zu Recht?“

„Vor Gott nicht — denn Georg Engelbrecht ist sicher längst bei ihm. Der möge ihm ein gnädiger Richter sein,“ erwiderte der Alte fromm. „Vor Gott nicht, aber vor den Menschen.“

Er machte eine Pause, als er erwartete, daß Heinrich Bruhn etwas sagen werde, der aber blieb stumm.

„Sehen Sie, Herr Pastor,“ fing Onkel Matthies wieder an. „Unser Aflat versucht es auf zweierlei Weise. Erstens: Ehescheidung wegen böswilliger Verlassung. Ja, da muß aber nach den hier geltenden Gesehen eine Reihe von Jahren ins Land gehen, ehe das angefaßt werden kann. Dann: Gerichtliche Todeserklärung. Das hat auch seine Schwierigkeiten. Wenn Georg 70 Jahre alt geworden und dann keine Kunde von ihm gekommen, dann, sagt Aflat Claussen, dann geht es. Es geht auch früher, sagt er, da soll was mit den Seefahrern sein. Aber ob das hier Anwendung findet, ist fraglich, da gehört auch noch was dazu. Aber unser Aflat meint, gleich zu Ende zu kommen. Ach, wenn er sich nur

nicht täuscht! Wenn es nämlich, sagt Claussen, zwar nicht nach dem Recht, aber doch moralisch sicher ist, daß ein Verlorener tot, dann kann er gleich aufgerufen werden und, wenn er dann nicht kommt, wird er für tot erklärt."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Klara Müller-Jahnkes letzte Gedichte.

Klara Müllers Name hat seit den "Noten Kressen" und den "Sturmliedern vom Meer" in der Arbeiterkassette einen guten Klang. Einzelne Gedichte aus diesen Büchern werden gern immer wieder gehört, Lieder begeisterten Drängens und hochgestimmter Zukunftsgläubigkeit. Daß die "Noten Kressen" in dritter Auflage erscheinen konnten, bedeutet schon etwas. Die Dichterin hat sich Sympathie erworben, und zwar vor allem als ringende Persönlichkeit. Daß sie das ist, verrät auf den ersten Ton das Temperament jener beliebt gewordenen Gedichte, die eben deshalb wohl der Arbeiterkassette ins Herz gedrungen sind, und die nun auch gerade den Ton haben, der eigentlich in jedem Gedichte Klara Müllers pulstert. Man darf schon sagen: Klara Müllers Dichten ist nicht sonderlich reich an Tönen, aber die sie hat, hat sie kräftig und ganz, und sie stimmen auch zu dem Bildnis dieser Frau, das den Gedichtbänden beigegeben ist. Energiische Entschlossenheit, vom Leben ausgehend, aus schwerer Duldzeit überwindend zur Trostfestigkeit gelangt — das liest man aus diesem Gesicht, das in seiner herbgepreßten Mundlinie und seinem ernststrahligen vollen Blick so deutliche Schriftzeichen eines Lebens trägt, dem der Weg nicht leicht war, und das vor allem einen inneren, persönlichen Besitz zu verteidigen hatte.

Klara Müller ruht seit Jahr und Tag im Grabe, drüben in der märkischen Kiefernheide, und nun hat Oskar Jahnke noch zwei Bände letzter Gedichte aus ihrem Nachlaß veröffentlicht: "Wach auf" und "Winterfaat" (beide im Verlage von F. A. Latmann, Goslar). Beide bestätigen das Bild, das die Dichterin mit ihren ersten Gedichtbüchern und auch mit ihrem lebensgeschichtlichen Lebensbuch einer Frau gegeben hat. Es ist bezeichnend, daß sich dieser Frau immer wieder jambische Versmaße aufgedrängt haben. Der Jambus hat den Herzschlag gefesteter Kraft, und in diesem Herzschlag lebt sich ihr Temperament aus. Sie geht nur selten darauf aus, die Dinge der Umwelt im eigenen Leben und Lebensrhythmus sichtbar und fühlbar zu machen, so darin aufzugehen, daß sie, aus innerster Notwendigkeit dichterisch gestaltet, in natürlicher Plastik wieder erstehen müssen. Das Wesentliche der Umwelt gibt ihr nicht das Schauende, sondern das denkende Durchdringen, und ihm ordnet sich das Schauen ein und unter. Das Temperament läßt nicht zu, daß sie hinter die Dinge zurücktritt, immer hält es den Willen in ihr lebendig, mit feilschem Beherrschen über und vor den Dingen zu stehen. Das ist das Merkmal einer Persönlichkeit, die in den entscheidenden Jahren der Entwicklung den Kampf um Selbstsicherung inmitten widriger Hemmungen führen mußte und so, den Engen ererbten Willens sich entwindend, das trotzmütige Beharren und seinen Kampfwert würdigen lernte.

Das große Ereignis im Leben Klara Müllers ist gewesen, daß sie das Gefühl der Befreiung erwartete. Jauchzend erfüllte es sie, und all ihr Schauen und Warten empfing von diesem Gefühl Richtung und Farbe. Julius Hart schreibt in seiner Einleitung zum Buche "Winterfaat": "In ihrer Dichtung treten deutlich die Entwicklungsphasen hervor, wie aus der frommgläubigen Pfarrhauschristin die Pantheistin und Menschheitsgläubige, die freie Schülerin der Klassikerreligion und idealistischen Philosophie wird, und wie die heiße Idealistin wiederum als Johanna die Drifflamme dem heranstürmenden Proletariat voranträgt." Und neben dem Jauchzen der Befreiung wohnt in ihr, was geschwisterlich dazu gehört: der aufgeweckte Groll über alles Unfreie, Kleine, Verfälschte und die trübnisse Freude über alles Lichtaufgeschlossene in Gegenwart und Zukunft.

Die beiden Bücher letzter Gedichte bergen offenbar nicht nur Gaben aus den letzten Lebensjahren Klara Müllers. Sie zeugen stark von der Zeit reifen, klaren, freudebereiten Aufrechtgehens, und sie klingen aus in den Akzent des Lebens:

Und alle Schlacken fielen ab;
Die Blut, die tief im Herzen glühte,
Denn strahlte sie hoch als reine Blüte
Auf Deiner Leidenschaften Grab.

Al', was Dich hemmte, ward zu nicht'.
Die Mauern, die Dein Feld umgerten,
Die Dornen, die Dein Haupt bedrängten ...
Dein ganzes Leben taucht in Licht,
In lauter Licht.

Das Buch "Winterfaat", auf dessen letzten Blättern diese Verse stehen, ist vor allem ein Buch selbsterhellenden Glückerlebens, in dem nur wenig sozial-dämonisches Großen sich vernehmen läßt. Das Buch "Wach auf!" ist aber zu zwei Dritteln seines Raumes von Ge-

dichten erfüllt, die der Gedanke an das kämpfende Proletariat erzeugte. Die russische Revolution wirft ihr blutig großes Flammenzeichen herein, aus den Fabrikatoren strömt das ausgefogene Volk, im Streikampfe steht und bangt und darbt und troßt es, auf den Straßen bricht die Verzweiflung los und Schüsse fallen, Steine fliegen, Blut fließt hin, und in die Kampfbilder hinein leuchtet der heilige Zukunftsglaube und weckt und spornet und stützt der Juchze dieser vortrefflichen Frau.

Daß sie dies ehrende Beiwort verdient, dafür zeugt auch die Gedichtgruppe "Das Weib." Da steht voran ein Blatt psalmischer Rhetorik: Die Dichterin ringt um das Freiwerden einer Kraft, die sie in sich fühlt und von der sie doch nicht weiß, welcher Art sie ist und wie sie erlöst werden kann; sie irrt von Weg zu Weg, nirgends aber wird ihr gegeben, was sie sehnt: "Da stieg ich hinab in die Hütte des Glends. Und als ich am Schmerzenslager des Weibes stand, das keine Milch in den Brüsten hatte und nicht wußte, womit es sein Kindlein nähren sollte, und das dennoch auf das Neugeborene mit einem leuchtenden Blide herniedersah, in dem eine Welt von Kraft lag: da fühlte ich ein Verwandtes erwachen und etwas frei werden in mir und los von einem ungeheuren Bann." Der Golgathaweg des Weibes, das Mutter werden soll und Mutter geworden ist, des Weibes, das ein Kind gebiert und dem das Kind schnell wieder entzissen wird, der ist in diesen Gedichten gezeichnet, und sie enthalten ergreifend schöne Stille. Sie dürfen von keinem vergessen werden, der Leben und Seele der Frau in der Dichtung sucht. Wer Klara Müllers Tagebuch-Roman "Ich bekenne" liest, soll ihrer gedenken. Alle Frauen zumal. Heiliges Erleben atmen diese Gedichte, und sie geben vielleicht auch den Schlüssel, der den Weg dahin öffnet, wo zuerst das Fühlen mit der Not und dem Kämpfen und Glauben des Proletariats in Klara Müller hervorbrach. Eins ihrer hymnischen Lieder, eins, in dem dieses Fühlen intensiv ausströmen will, mag diesen Zeilen den Ausklang geben:

Ich knie an Deinem Lager,
Getret'ner Proletar;
Dein Antlitz, fahl und hager,
Stell ich den Sternen dar.
Freilust in Deine Stuben —
Geh lachend in den Tod:
Ich hebe Deinen Vuber
Ins leuchtende Morgenrot.

Fr. D.

(Nachdruck verboten.)

Städtische Anlagen und die Gesundheit.

Von Dr. med. W i l h. R ü h n.

Mehr als früher ist man bestrebt, in den Städten Plätze zu schaffen, die frei von der Bebauung bleiben und, wenn irgend möglich, mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt werden, mit Rasen versehen sind und genügend Ruheplätze bieten. Man strebt also mit anderen Worten nach Einrichtung von Anlagen, kleinen oder größeren Parks. Welche Bedeutung sie für den Städter haben, das kann man am besten sehen, wenn nach einem heißen Sommertage alle die, die nicht im Besitz eines Gartens oder Gärthens sind, hinausspitzeln an solche Stellen, wo sich wenigstens einige Bäume befinden, und die Plätze sind in Anlagen und Stadtparks aus diesem Grunde in den Abendstunden meist überall von Leuten besetzt, die die Sehnsucht haben, frische Luft einzuatmen und dem Großstadtlärm wenigstens auf kurze Zeit entzück. zu sein.

Bevor wir darauf eingehen, welchen gesundheitlichen Wert im heißen Sommer die Anlagen mit ihren schattigen Bäumen und dem grünen Rasen haben, müssen wir die ästhetische Seite berühren. Das Auge betrachtet mit Wohlgefallen die dort vertretene Pflanzenswelt, die Seele des Menschen wird durch sie wenigstens auf Augenblicke von den Sorgen des täglichen Lebens abgelenkt und jeder, der für die Natur Sinn hat, wird den Einfluß der Pflanzenwelt überhaupt empfinden. Eine mehr praktische Frage liegt in dem Verhältnis der Anlagen und Parks zu unserer Gesundheit. Daß das grelle Sonnenlicht abgehalten wird und dadurch größere Wärmeansammlungen an solchen Plätzen wegfallen, darüber braucht weiter nicht gesprochen zu werden. Anders steht es damit, ob die vorhandenen Pflanzen in Wirklichkeit eine Verbesserung der Luft an diesen Orten herbeizuführen imstande sind, so daß wir sie z. B. in einem Park in weit reinerer Form erhalten können als in einer unbepflanzten Straße der Stadt.

Wenn wir die Hauptbestandteile der Luft, soweit sie für das Leben des Menschen von Bedeutung sind, ins Auge fassen, so handelt es sich in der Hauptsache um Kohlenäure, Sauerstoff, Wasserdampf und schließlich um den Staub, von denen der letztere als eine unangenehme Zugabe betrachtet werden muß, während der Wasserdampf eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, wie wir nachher noch sehen werden. Was zunächst die Kohlenäure anbetrifft, so ist man von ihrer Giftigkeit überzeugt, und schon ein Gehalt von 0,1 Proz. kann in geschlossenen Räumen Kopfschmerz, Schwindel und andere Schädlichkeiten be-

Wirken. In Räumen, in denen sich viele Menschen befinden, muß bei schlechter Ventilation eine Anhäufung der Kohlensäure eintreten, da ein kräftiger Mensch ziemlich viel davon ausatmet, nämlich 0,8 Kubikzentimeter am Tage. Die Hauptquellen ihrer Entstehung werden indes weniger durch die Atmung von Menschen und Tieren gebildet, als vielmehr durch Gärungs- und Verwesungsprozesse, namentlich aber durch Verbrennen von Gas, Petroleum, Holz und Kohle in Häusern und Fabriken. Durch die Kruppischen Werke in Essen allein werden täglich 17—20 Millionen Kilogramm Kohlensäure in die Luft befördert.

Aus diesem Grunde ist es wohl begreiflich, daß man im Volke zu der Ansicht neigt, die Luft in einer Großstadt sei ganz bedeutend reich an der giftigen Kohlensäure und damit schlechter als die auf dem Lande, in der Nähe von Wäldern und auch in Anlagen und Parks. Untersuchungen haben gezeigt, daß die Stadtluft im Mittel 0,0385 Proz., die Landluft aber 0,0318 Proz. Kohlensäure enthält. Das ist in der Tat ein so geringer Unterschied, daß er schlechterdings von keinem Einfluß auf die Gesundheit der Menschen sein kann. Weiter wird die Tätigkeit der grünen Pflanzen in bezug auf die Entfernung der Kohlensäure aus der atmosphärischen Luft bedeutend überschätzt, weil sie solche zu ihrem eigenen Aufbau brauchen. Es ist berechnet worden, daß bereits 32 Personen jährlich durch den Atmungsprozeß der Luft ebensoviel Kohlensäure zuführen, als ein Ferkel Wald in derselben Zeit aus ihr wieder entfernen kann. Daraus folgt, daß einige mit Bäumen, Sträuchern und Gräsern bepflanzte Plätze innerhalb der Stadt in bezug auf die Verbesserung der Luft durch Verminderung der Kohlensäure nichts leisten, da durch die Luftbewegung ein beständiger Ausgleich stattfindet. In bezug auf sie ist es also ganz gleichgültig, ob wir die Luft einer belebten Straße oder einer großen Parkanlage einatmen. Aus gleichem Grunde ist es ein Irrtum, daß die Blattpflanzen zur Reinigung der Zimmerluft beitragen. Das Lüften in den Zimmern zum Ersatz der für die Atmung unbrauchbaren Luft ist unerlässlich.

Was den Sauerstoff anbetrifft, so können wir uns im Anschluß an das Gesagte kurz fassen, denn auch bei ihm besteht kein nennenswerter Unterschied zwischen der Wald- und Stadtluft. Es findet in umgekehrter Weise derselbe Vorgang statt wie bei der Kohlensäure, denn trotz der kolossalen Sauerstofffabrik, wie sie von einem Walde mit Millionen von Blättern dargestellt wird, ist der Unterschied des Sauerstoffgehaltes in der Stadt mit 20,84 Proz. von dem auf dem Lande mit 20,97 Proz. im Mittel so gering, daß hier ebenfalls von einem Einfluß auf die Gesundheit nicht die Rede sein kann. Es findet auch hier wieder ein Ausgleich in den verschiedenen Stellen der Erde durch die Bewegung der Luft statt. Infolgedessen erhält unsere Lunge, wenn wir im Schatten von Eichen, Linden oder Kastanien in einer gut gepflegten Anlage sitzen, nicht mehr Sauerstoff als auf der belebtesten Straße der Stadt.

Besentlich mehr von Nutzen ist der Wasserdampf, und zwar deshalb, weil die Verdunstung von Wasser seitens der Pflanzen keine unbedeutende ist. Größere Bäume geben in der Zeit vom Frühling bis zum Herbst durchschnittlich täglich 50 bis 100 Liter Wasser in Dampfform ab. Sogar ein Eiertensfeld mit circa 1 Million Pflanzen erzeugt in der Jahreszeit über 1 Million Liter, und 25 Ar Rohpflanzungen bringen in der Zeit von 4 Monaten 2 Millionen Liter Wasser hervor. Darauf hat die Bewegung der Luft keinen Einfluß und ihr dadurch verursachter Feuchtigkeitsgehalt im Wald oder in Anlagen ist auch die Ursache der sich in heißen Tagen in Wäldern und Parks angenehm bemerkbar machenden Kühle. Ferner schützen die Laubblätter, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen wollen, an trockenen und heiteren Sommer Tagen bedeutend mehr aus. Da alle Bäume, Sträucher und Pflanzen daran teilnehmen, so ist auch schon nach dieser Richtung hin die Bepflanzung der Straßen mit Alleebäumen von großem Nutzen.

Zum Schluß haben wir noch zu untersuchen, ob die Anlagen einer Stadt in irgendeiner Weise in bezug auf den Staub, einer der größten Feinde der Menschen, von Einfluß sein können. Er ist in den belebten Straßen der Stadt leider in ganz außerordentlicher Weise vertreten. Wir können aber schon zwischen Straßen mit geringem Wagen- und Personenverkehr und denen mit großem Verkehr einen Unterschied machen, denn in ersteren werden wir stets weniger Staubkeime finden. An angepflanzten Orten ist die Luft im allgemeinen bedeutend ärmer an Bakterien als in den Straßen. Das kommt zum Teil schon durch die festen Wege, die zur Staubentwicklung wenig geeignet sind. Das Verhältnis wird sofort ein anderes, wenn sich mitten im Park eine Restauration mit einer größeren Menschenansammlung befindet. Ohne hier auf die gesundheitliche Wirkung des Staubes weiter einzugehen, müssen wir sagen, daß Anpflanzungen aus dem einen Grunde einen indirekten Einfluß ausüben, weil sie selbst keine Staubquellen sind. Dann dient das Blätterdach der Bäume und Sträucher als Staubfänger, denn unter ihnen ist weit weniger Staub vorhanden als auf ihnen. Die Feuchtigkeit unter schattigen Bäumen, auf Rasenflächen und Blumenbeeten ist, wie wir gesehen haben, eine ziemlich bedeutende, und auch dadurch wird eine Staubentwicklung vermieden. Die Wassertröpfchen, die entweder von den Bäumen sowie von dem Grafe an bestimmten Stellen ausgeföhnet werden oder die sich als Tau niederschlagen, vermögen ebenfalls den Staub festzuhalten. Hierhin gehört auch noch der sogenante

Sonigtau, wie wir ihn namentlich bei Horn- und Lindensäumen beobachten. Er wird von den Blattläufen ausgeschieden. Durch seine klebrige Eigenschaft wirkt er ebenfalls als Staubfänger.

Wenn wir aus dem Gesagten unsere Schlüsse ziehen wollen, so müssen wir zu dem Ergebnis kommen, daß alle Pflanzenanlagen in den Städten von einem unschätzbaren Nutzen für unsere Gesundheit sind. Aus diesem Grunde werden die Stadtverwaltungen gut tun, wie es ja auch schon vielfach der Fall ist, überall, wo es nur irgendwie geht, Anpflanzungen und Buschwerk nach den verschiedensten Richtungen hin anzulegen. Wir haben den Eindruck, daß die Bevölkerung auch von sich aus in dieser Beziehung dafür viel mehr als bisher ihr Interesse zeigen müßte.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Die älteste einbalsamierte Mumie ist jetzt von der in Ägypten weilenden Ausgrabungsexpedition des New Yorker Metropolitanmuseums aufgefunden worden und hat nunmehr im Museum zu New York ihre Aufstellung erfahren. Bisher nahm man allgemein an, daß das Einbalsamieren der Toten auf die Zeit der zwölften Dynastie zurückgeht, aber man hatte nie anderes als bloße Gelelte aus jener Zeit gefunden. Dieser neue Fund der amerikanischen Archäologen ist, wie der „Scientific American“ schreibt, der erste tatsächliche Beweis, daß bereits um die Zeit gegen 1800 v. Chr. die Einbalsamierung der Toten in hoher Blüte stand. Die Mumie wurde bei den Ausgrabungen gefunden, die etwa 35 Meilen südlich von Kairo, in der Gegend der Pyramiden von Lischt, in den dort befindlichen alten Grabstätten vorgenommen wurden. In einem dieser Friedhöfe, der aus der Zeit der 12. Dynastie stammt, wurden gegen 100 Gräber geöffnet. Allein die Archäologen mußten bald erkennen, daß in früheren Jahrhunderten Grabräuber ihnen zugekommen waren, denn alle Zündeln und Kostbarkeiten waren verschwunden. Aber schließlich fand man doch ein Grab, das, wenn auch bereits geöffnet, so doch nicht beraubt war. Es war die letzte Ruhestätte einer Frau, die Senbtes hieß. Das Grab bestand aus einem vertikalen Schacht von 26 Fuß Tiefe, der aus seinem Grunde zu einem Opfergemach von etwa 5 Fuß Höhe führte, in dem sich auch das kleine Totengemach mit der Mumie befand. Die Grabräuber waren offenbar in der Arbeit gestört worden, denn ihre Spuren sah man noch an dem halbabgerissenen Goldlaub des äußeren Saales. Das äußere Gemach enthielt nur Töpferwaren, Vasen und dergleichen, während das innere Gemach den Sarg barg. Der Körper war in drei Kästen gebettet. Der äußere war fast verfallen, der zweite offenbar aus Cedernholz, noch in guter Verfassung. Der innerste Sarg war umhüllt von langen Schals, worunter sich auch einige religiöse Inschriften und eine Geißel befand. Die letztere zeigt die Form, die als der 12. Dynastie angehörend bekannt ist, aber doch selten in so gut erhaltenem Zustande aufgefunden wurde. Der innerste Sarg schließlich hatte wie gewöhnlich etwa die Form des menschlichen Körpers und war von sorgfamer Arbeit. Die Untersuchung der Mumie zeigte dann, daß man es mit den Resten einer außerordentlich kleinen und schlanken Frau zu tun hatte, die vielleicht im Alter von 50 Jahren vom Tode ereilt wurde. Das Gesicht ist sehr klein und kindlich, die Augen groß und rund, die Nase sehr gut proportioniert. Die Zähne waren klein und regelmäßig. In ihrem ganzen Schmucke hat diese kleine Frau sich begraben lassen. So fand man einen goldenen Kopfsreif, drei Ringe aus Golddraht und eine Serie von 95 kleinen Goldrosetten, die als Haarschmuck dienten. Sie trug ein goldenes Halsband, Armbänder, einen Gürtel, eine Anzahl Armspangen und andere kleinere Schmuckgegenstände. In die Totentücher gewickelt fand man auch andere weibliche Gebrauchsgegenstände, allerlei Geräte aus Elfenbein, Gold und anderem Material.

Hygienisches.

Etwas vom reinlichen Einwickelpapier. Immer und immer wieder kann man die Beobachtung machen, daß Fleisch oder Fisch in kleineren Portionen in gedrucktes Zeitungspapier seitens der Verkäufer eingewickelt und so nach Hause befördert wird. Mit Recht macht der „Lancet“ auf diese vielbesprochene Unsitte aufmerksam. Ist schon an und für sich die Druckerschwärze in Verbindung mit den Nahrungsmitteln nicht gerade appetitlich, so muß man außerdem noch bedenken, welche Schicksale das Papier gehabt hat und durch welche Hände es gegangen ist, bevor es zum Einwickeln benützt wurde. Auch die Uebertragung von Ansteckungskeimen darf man dabei nicht vergessen. Es wird daher im „Lancet“ die Forderung aufgestellt, daß auch schon bei dem Verkauf geringerer Gewichtsmengen von Fleisch oder Fisch in ärmeren Bezirken durchaus reines Papier verwendet werden sollte, wobei noch bemerkt wird, daß die geringe Unsitte nicht etwa nur in ärmlischen Verkaufsstellen vorkommt. Als Schutz dagegen wird die Selbsthilfe des Publikums vorgeschlagen, das energisch auf eine größere Reinlichkeit bei den so leicht dem Verderben ausgeföhnten Nahrungsmitteln wie Fleisch oder Fisch bringen sollte.